

NACHRICHTEN

Bach-Medaille geht an Japaner Masaaki Suzuki

Die Stadt Leipzig vergibt ihre diesjährige Bach-Medaille an den japanischen Dirigenten und Organisten Masaaki Suzuki. Er habe sich in seiner Heimat besondere Verdienste bei der Verbreitung des Werkes von Johann Sebastian Bach (1685-1750) erworben, teilten die Veranstalter des Leipziger Bachfestes am Montag mit. Suzuki, 1954 im japanischen Kobe geboren, gilt als Spezialist für historisch orientierte Aufführungen der Werke Bachs. Er erhält die Medaille aus Meissner Porzellan am 8. Juni beim Bachfest (7. bis 17. Juni). Die Auszeichnung wird seit 2003 verliehen, zuletzt unter anderen an die Dirigenten Herbert Blomstedt und Philippe Herreweghe. Die Jury entschied sich den Angaben zufolge einstimmig für den diesjährigen Preisträger. Er habe im gesamten asiatischen Raum ein Bewusstsein für wissenschaftliche und historisch orientierte Aufführungen des Bach-Repertoires geschaffen. (dpa)

Gema will Gebühren für Musik-Partys

Die neuen Gebühren für Veranstalter von Partys und anderen Musik-Events sorgen weiter für Wirbel. Clubbesitzer und Partyveranstalter befürchten schwere finanzielle Einbußen bis hin zum finanziellen Ruin, wenn sie die für das Abspielen von Musik fälligen Abgaben nach den neuen Tarifen bezahlen müssen. Die Verwertungsgesellschaft Gema dagegen hält ihre neue Gebührenordnung für sehr viel gerechter, vor allem für kleine Veranstaltungen. Nun soll eine Schiedsstelle über die Änderungen entscheiden, die ab Januar 2013 gelten sollen. Ein entsprechender Antrag beim Deutschen Patent- und Markenamt (DPMA) sei eingereicht worden, teilte die Gema am Montag in München mit. (dpa)

Kinder-Uni startet wieder in Münster

Die Kinder-Uni in Münster bietet ab Freitag ein neues Semester an. Die Veranstaltungsreihe beginne passend zu den im Juli in London startenden Olympischen Spielen mit der Vorlesung „Wie werde ich Olympiasieger?“, kündigte die Hochschule am Montag an. Weitere Themen sind „Kann man Gott malen?“ (11. Mai) und „Ärgern im Internet tut doch nicht weh, oder?“ (15. Juni). Den Abschluss bildet am 29. Juni die Biologie-Vorlesung „Warum beißen Vampire in den Hals?“ Die Münsteraner Kinder-Uni gehört zu den größten und ältesten Kinder-Unis Deutschlands. (epd)

Der Film „Battleship“ auf Anhieb an der Spitze

Der Marinethriller „Battleship“ in der Regie von Peter Berg hat sich auf Anhieb an die Spitze der deutschen Kino-Charts gesetzt. Taylor Kitsch, Rihanna und Liam Neeson kämpfen sich darin durch wilde Schlachten, denn Aliens attackieren die Welt. „Die Tribute von Panem – Hunger Games“ wurde vom ersten auf den dritten Rang verdrängt. (dpa)

Die wilden Jahre

Sie feierte mit denen, die sie so spitzfindig porträtierte: Die Zwanzigerjahre-Tableaus der

Von Carmen Böker

Die Lider sind müde, so müde, sie sinken über die Augen und über das, was verborgen bleiben soll oder aber als mondäne Geste offeriert wird: die tiefe Langeweile, das Gefühl der inneren Leere inmitten einer überfüllten Party. Solche zielgenauen, köstlich karikierenden Blätter des blasierten Nichtstuns hat die Berliner Dodo (1907–1998) angefertigt – es sind Panoramen mit windhund-schlanken, arroganten Männern und Frauen mit schnippisch-gereckten Näschen, mit manierierten Kellnern und Pelzen wie Gewitterwolken.

Dodos scharfe Beobachtungsgabe lässt sie die Menschen zu Typen stilisieren – innerhalb einer traurigen Großstadtkomödie, deren Glanz bei den Zeichnungen vom Ende der Zwanzigerjahre mitunter schon im Untertitel gebrütet wird. „Die verhängnisvolle Glätze“ ist ein Paar im häuslichen Stehlampenschein betitelt, sie sehr jung, platinblond und im Ausgekleid, er kahlköpfig und im Schlafrock. „Hinter Gittern“ zeigt eine nach der neuesten Vogue ausgestattete junge Dame Auge in Auge mit einem Affen im Zoo, frei fühlt sie sich gerade gewiss nicht in ihrer Welt, trotz aller neumodischen Verheißungen. Und wieder senken sich die Lider.

Was für eine Entdeckung, was für eine Kombinationsgabe von farbenfroher Spitzfindigkeit und dem eleganten Strich der Modezeichner – doch erst jetzt werden Dodo endlich museale Ehren zuteil: Die Sammlung Modebild der Kunstbibliothek am Berliner Kulturforum zeigt rund 125 Arbeiten aus dem gesamten Werk, die bislang unbeachtet in Mappen lagen. Darunter befinden sich auch sachlich-strenge Werbegrafiken und wunderbar überkandidelte Kostümentwürfe für die Revue „Es liegt in der Luft“ mit Margo Lion und Marlene Dietrich.

Erschienen sind die Momentaufnahmen der Berliner Bourgeoisie von 1927 bis 1929 in der Berliner Zeitschrift Ulk, dem „Illustrierten Wochenblatt für Humor und Satire“. Dodo, geborene Dörte Clara Wolff, hat sie angefertigt, als sie gerade mal knapp über zwanzig war; als Tochter wohlhabender jüdischer Eltern, der Vater war Holzhändler, durfte sie sich durchaus als Teil der von ihr behandelten Gesellschaft fühlen. Von 1923 an hatte sie für drei Jahre die private Kunst- und Kunstgewerbeschule Reimann in Berlin-Schöneberg besucht. Was sollten die Eltern so viel wilder Entschlossenheit auch entgegensetzen – Dodo hatte schon immer in jeder freien Minute gezeichnet, zum Kummer der Mutter in der Pubertät bereits gern kopulierende Paare oder von einem Faun verfolgte, nackte Nymphen. Der zu Rate gezogene Kinderarzt erklärte dazu herrlich trocken, sie zeichne lediglich das, woran andere Mädchen dächten.

Mit zwanzig setzte sie sich dann etwas anderes in den Kopf: Dodo wollte erwachsen werden – und sich verhehlen. Wofür sie sich den ein Vierteljahrhundert älteren Rechtsanwalt Hans Bürg-



Im Dress des Dandy sah sich Dodo (um 1928) sehr gern. SMR

ner aussuchte, dem sie noch am Abend ihres Kennenlernens einen Heiratsantrag machte. Er musste darüber sehr lachen, stimmt aber nach ausgiebiger Belagerung dann doch zu. Dodo, bislang gern Dandy mit Monokel und Spazierstock, erschien Anfang 1929 im kurzen roten Seidentafelkleid unterm Pelzmantel zur Hochzeit.

Man zog ins feine Westend von Berlin, richtete sich mit silbergrauen Lackmöbeln im Art-Déco-Stil ein, sogar der Laufstall für Dodos Stofftiersammlung war im selben Stil gehalten. Sie war nun noch tiefer in jene Schicht hineingeraten, die sie so gern bespöttelt hatte für den Ulk – der freilich nach dem Schwarzen Freitag von 1929 nicht mehr vierfarbig erschien und ihr somit keine weiteren Aufträge erteilte. Sie fand sich, bis zur Geburt der Kinder 1930 und 1932, in gefährlicher Nähe zu den „Ladies who lunch“ wieder. Jenen, die ihren Tag mit Coiffeur- und Cocktailtermin strukturieren und keine Konvention infrage stellen.

Die Frauen tragen schnippisch gereckte Näschen und Pelze wie Gewitterwolken

Ganz anders als Dodo, deren Illustrationen auch Feldversuche über die Frage sind, was denn die vielbeschriebene „Neue Frau“ jener Zeit ausmachte. So die Typbezeichnung für ein Wesen, das mit Pagenkopf und Zigarettenspitze die Nächte durchtanzt und sich tagsüber der Ausbildung als Stereotypistin widmet. Die Berufsausbildung für Frauen war nach dem Ende des Ersten Weltkriegs nicht nur eine Notlösung, sondern begann sich durchzusetzen, den Damen wurde zur weiteren Stärkung des Selbstbewusstseins seit 1918 außerdem auch die Ehre des allgemeinen Wahlrechts zuteil.

Die Rollenverteilung verschob sich, ebenso das Verhältnis zwischen den Geschlechtern. Die Frauen auf Dodos Zeichnungen drehen sich nicht nur deshalb so gern ins Profil, weil es dekorativ aussieht, sondern auch, um sich der besten Freundin zu- und von den Männern abzuwenden, da mit ihnen eine moderne Form des Umgang – Partner oder Geliebter, sachlich oder leidenschaftlich? –



Paare, die sich voneinander abwenden – dieses Motiv war eine Spezialität

Berliner Grafikerin Dodo werden endlich wiederentdeckt

noch ergründet werden musste. Ebenso abwartend halten in Dodos Kosmos oft schlanke, wie zum Tanz gebogene Frauenhände die womöglich bloß an Schönheit und Jugend interessierten Verehrer auf Abstand.

Geradezu filmreif stürmisch hingegen verliebte sich Dodo 1933 in den Psychoanalytiker Gerhard Adler, einen Schüler C. G. Jungs. Mit ihm ging sie nach Zürich, begann, als eine der ersten Frauen, eine mehrmonatige Analyse; auch die dabei entstandenen surrealen Bilder ihrer seelischen Zustände und Schuldgefühle innerhalb dieser Dreiecksbeziehung sind in der Berliner Ausstellung zu sehen. Dodo ließ sich von Hans Bürgner scheiden, um 1937 Gerhard Adler zu heiraten, sie ließ sich ein Jahr später scheiden, da Gerhard nicht von seiner Geliebten lassen wollte. 1944, im Exil, heiratete Dodo wieder ihren ersten Mann, man kam auch in diesen Zeiten so gut miteinander aus.

Sogar den Laufstall für ihre Stofftiersammlung richtete sie im edlen Art-Déco-Stil ein

Dodo war 1936 nach Großbritannien ausgewandert, sie gehört zu Deutschlands „verlorener Generation“, und um ein Haar wäre sie auch eine vergessene Künstlerin geblieben. Zwar gab es in der Sammlung Modebild einige Blätter mit Kostümentwürfen, die sie noch an der Reimann-Schule angefertigt hatte, doch sie konnten nicht zugeordnet werden. So lange, bis die Hamburger Kunsthändler und -sammlerin Renate Krümmers ein von Dodos Blättern – das in Grasgrün und Klatschmohrrot gehaltene Café-Panorama „Wedding auf dem Dachgarten“ – bei einer Auktion ergatterte, die Verbindung zum digitalisierten Ulk-Archiv in Heidelberg fand und so Schritt für Schritt vorankam, bis zu Dodos Tochter Anja Amsel, die mit ihr zusammen an der nie veröffentlichten Autobiografie gearbeitet hatte.

Dodos Karriere hatte im großen Stil und ganz im Sinne der Wilden Zwanziger begonnen, damit war es in London vorbei. Ihr Strich galt dort als zu kontinental und dekadent: zu Kriegszeit fanden ihre kabarettistischen Bilder vom Champagnerschließen und Schoßhunde-Ausführen, von Wintersport-Vergnügungen und Nachtclubbesuchen keinen Anklang. Als Illustratorin für Kinderbücher, Verpackungen oder Glückwunschkarten hatte sie eher nur wenige Aufträge.

In den Fünfzigerjahren besuchte sie trotz ihrer umfassenden Berliner Ausbildung einen Volkshochschulkurs für Aktzeichnen, in den Siebzigerjahren widmete sie sich mit ungebrochenem Elan komplizierten Stickbildern. Und sie hatte begonnen, Schildkröten-Figuren zu sammeln. Um die tausend sollten es werden, echte im Garten kamen hinzu. Symbolhafter kann ein Rückzug gewiss nicht gestaltet werden.

Kunstbibliothek im Berliner Kulturforum, bis zum 28. Mai. Katalog, erschienen im Hatje-Gantz-Verlag, 39,80 Euro.

Vielen Dank, Günter Grass!

Warum diese Debatte sein musste: eine Polemik

Von Dirk Pilz

So. War's das im Fall Grass? Bei Günther Jauch ist er ja nun auch Thema gewesen; es hat sich nichts Nennenswertes ergeben. Die Luft ist raus aus der Sache.

Oder nicht? Versuchen wir eine kleine Bilanz. Erstens: Was war das wieder für eine Aufregung, und immer dieselben Protagonisten, wenn in dieser Republik über unseren Nobelpreisträger gestritten wird. Es treten auf: vornehmlich Männer der Generation 50plus. Die Rollenverteilung: übersichtlich. Es gibt die Grass-Kritiker, die Kritiker der Grass-Kritiker und, natürlich, die Kritiker der Grass-Kritik-Debatte. Das hatten wir 2006 bereits, als Grass mit seiner SS-Episode an die Öffentlichkeit trat. Die 50-Plus-Herren erregten sich damals und erregen sich heute, als hänge Wohl und Wehe des Landes an den Worten eines Dichters. Als drohe mit dem Verlust einer moralischen Instanz der geistige und sittliche Zusammenhalt der Gesellschaft verloren zu gehen. Entsprechend die heftigen Reaktionen, die Grass' seltsames Gedicht auslöste, vom Brechreiz („Ein ekelhaftes Gedicht“, Marcel Reich-Ranicki) bis zum Vernichtungswillen („Weg du, Günter Grass!“, Durs Grünbein). Gleichviel, ob Grass angegriffen oder verteidigt wird: Allseits wird eine alarmistische, hysterische Rhetorik bedient, als stünde dem Land das Wasser bis zum Kinn. In diesem Klima lassen sich keine Argumente tauschen, nicht über Israel und seine Politik, nicht über Grass und schon gar nicht über Lyrik.

Halten wir zweitens fest: Grass hat kein Gedicht, sondern einen Leitartikel geschrieben. Darüber darf gestritten werden, es muss! Über den offenbar weit verbreitete Antisemitismus in Deutschland (man studiere die Leserbriefseiten der Tageszeitungen, man schaue sich im Netz um!) genauso wie über eine aggressive Politik der israelischen Regierung unter Benjamin Natanjahu. Das war vor Grass' Gedicht so, das bleibt auch danach dringlich. Drittens: Grass ist kein Antisemit, eignet sich aber als Gewährsmann für antisemitische Ressentiments. Das schadet Grass und hilft den Antisemiten.

Viertens: Es geht in dieser Debatte nicht um Günter Grass und sein Gedicht, sondern um den Dichter als moralische Instanz. Damit sind wir wieder bei Punkt eins: Die Aufregung hat ihren Grund darin, dass einerseits Grass selbst und, mehr noch, andererseits ein bestimmter, die Medienöffentlichkeit aber bestimmender Teil der Generation 50plus den Dichter zu genau dem macht – zu einer moralischen Instanz. Das ist das Problem: dass ein Dichter dafür herhalten muss (und sich herhalten lässt), dass es für das Nachdenken über deutsche Geschichte und Gegenwart so etwas wie moralische Instanzen braucht.

Man muss Günter Grass deshalb dankbar sein: Sein Fall birgt, vor allem für die Generation 50plus, die Chance, erwachsen zu werden, was in diesem Fall bedeutet: mündige Bürger zu werden. Es ist die Chance, den inthronisierten Ersatzvätern und moralischen Vorkäuern eine Absage zu erteilen. Denn erst wenn wir anfangen, uns nicht mehr an moralische Instanzen zu klammern, können wir versuchen, mit unserer Geschichte zu leben, ohne von ihr verfolgt zu werden. Erst dann kann es einen ressentimentfreien, realistischen Blick auf die Vergangenheit und die Gegenwart geben. Um zu verstehen, was war, braucht es genauso wenig eine moralische Instanz wie für den Blick auf das, was ist. Und Dichter sind dafür ohnehin nicht geeignet, weil Dichtung weder den historischen noch den politischen, sondern einzig den poetischen Wahrheiten verpflichtet ist. Das geistige und intellektuelle Klima Nachkriegsdeutschlands wurde aber von einer Generation geprägt, die sich offenbar nicht zutraute, ohne moralische Absicherung erinnern und verstehen zu dürfen. Im Osten waren andere Gründe dafür verantwortlich als im Westen, aber hier wie da wurden moralische Instanzen errichtet, die als Projektionsfläche dienen, Figuren, die das Delegieren von Verantwortung und mündigen Denken ermöglicht haben. Polemisch gefasst: Es ist eine Generation, die noch in der Auf- und Verarbeitung der Führervergangenheit führegeleitet verfährt. Sie delegiert Verantwortung und ist entsprechend erschüttert, wenn der erwählte Repräsentant sich seiner zugewiesenen Aufgabe als unwürdig erweist.

Ein notwendiges Kapitel in der Säkularisierungsgeschichte der Führerreligion

Das ist ein Denken wie vor hundert Jahren. 1909 erhielt der Chemiker Wilhelm Ostwald nicht nur den Nobelpreis für Chemie, er veröffentlichte auch seine Sammlung naturwissenschaftlicher Biografien unter dem Titel „Große Männer“. Es ist ein Buch, das einer Geniereligion huldigt: Große Männer stiften Bewunderung, an sie lässt sich alles delegieren, was der „gemeine Mann“ nicht zu leisten vermag. Delegieren in historischen und politischen Fragen bedeutet dabei mehr als Wegschieben, es macht den Weg frei für hemmungsloses Emotionalisieren. Auch dafür braucht es moralische Instanzen: Sie liefern Gefühle, mit denen sich Geschichte und Gegenwart gefahrloser konsumieren lassen. Und eben deshalb wird die Debatte um den großen Nobelpreismann Grass so emotional geführt – es ist ein Fall von (unfreiwilliger) Götterabstreibung, ein Kapitel in der Säkularisierungsgeschichte der Genie- respektive Führerreligion. Wen wundert es, dass die Geniegläubigen dies mit Empörung zur Kenntnis nehmen.

Grass hat mit seinem Gedicht Großes geleistet, aber etwas anderes als er wollte: Er hat seine Jünger als unmündige Instanzengläubige entlarvt. Vielen Dank.